

zwei Parallelen schnitten sich auch diese unsichtbar fern im Unendlichen. Das Publikum hörte Historie vortragen. Es konnte sich nicht entschließen, sich angesprochen zu fühlen.

Die Figuren erinnern an personifizierte Zeitungsartikel. Sie haben nicht viel zu tun, sie sind zu sehr damit beschäftigt, das Ihre publik zu machen, zumeist Woolworth-Wahrheiten. Sie bedienen sich dabei eines gern in Brokat schreitenden Schreibedeutsches von angestrebter Gehobenheit. Gelegentlich sind sie es selbst leid und sagen: „Genug des mystischen Orakels!“

Intendant Gerhard Schulz-Rehden, bis vor kurzem als Rezensent in Hannover der Kunst eifervoll ergeben, hatte das szenische Gleichnis inszeniert. Seine Bühne ist klein, er hatte gut daran getan, seinen Schauspielern die Gebärden zu rationieren. So beließen die meisten es bei genauer Deklamation und bei hochgezogenen Brauen, herabgezogenen Mundwinkeln und anderer Mimik von ermattender Monotonie. Die Zuhörer hatten zum ändern Male Anlaß, sich an Goethe erinnert zu fühlen: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Das Gleichnis dauerte fast drei Stunden, dem Publikum kam es länger vor. Es saß, als sich zum Schluß auf der Bühne alle Figuren verlaufen hatten (was ihnen nicht zu verdenken war), ziemlich ratlos da. Es dauerte etwas, bis man sich dem traditionellen Genuß des Beifallspendens einigermaßen hingab. Ein vorsorglich bestellter Photograph trat in Aktion und hielt den Applaus bei Blitzlicht im Bilde fest. Es wurde eine ausgesprochene Momentaufnahme.

Auf der Bühne verneigte sich inmitten der von ihm heraufbeschworenen Renaissance der Autor, ein nicht sehr großer Herr, der älter als seine 24 Jahre aussieht: Rudolf Augstein, Lizenzträger und Chefredakteur der viel besseren Zeitschrift „DER SPIEGEL“.

Auf dem Programmzettel war er ebenfalls seiner Neigung zur Öffentlichkeit nachgegangen, mit einem freundlichen Geplauder über unterschiedliche Empfindungen eines Bühnenautors. Schätzungsweise fanden nicht wenige diese amüsant-ernsthafte Geständnisse des Autors unterhaltender als sein szenisches Gleichnis. Obwohl Herr Augstein auf dem Zettel kühnerweise mit einem neuen Stück droht.

Ein Mann und neun Musen

Liebe, Mord und Politik

Der ewig unruhige Magier des literarischen Paris, Jean Cocteau, Lyriker, Romancier, Novellist, Zeichner, Graphiker, Maler, Filmautor, Regisseur und Jazzkomponist, der Künstler, dessen Kunst, wie er gesagt hat, im Dienste aller 9 Musen stehe, er hatte eine deutschsprachige Erstaufführung in Zürich. Das Schauspielhaus dort spielte sein Bühnenstück „Der Doppeladler“.

10 Jahre trauert die Königin um ihren König, der am Tage der Hochzeit durch ein Attentat sein Leben verlor. Ruhelos irrt sie durch die Lande, menschenfeindlich, menschenverachtend, ein Phantom. Mißtrauisch wird sie bewacht und kontrolliert von Regierung und Hof, von Verwandten und Polizisten. Von keinem geliebt, von den Revolutionären gehaßt.

Einer von ihnen ist der Bauernbursche Stanislaw, Verfasser hetzerischer Flugschriften wider der Königin Majestät, obendrein ein Doppelgänger des auf so gewaltsame Weise verewigten Herrschers.

An des Königs zehnten Todestag dringt er in das Gemach der Königin, von den



In vielen Sätteln gerecht: Jean Cocteau. Verhältnisse mit mythologischen Damen

Häschern verwundet und verfolgt. Eigentlich wollte er sie, der Revolutionär die Königin, ermorden, aber: Liebe auf den ersten Blick. Auch von ihrer Seite.

Die durch die Liebe gewandelte Königin erinnert sich ihrer Herrscherpflichten. Aber der Regierung ist eine revolutionäre Monarchie ein Greuel, sie schmiedet teuflische Ränke.

Stanislaw nimmt Gift, um der geliebten Königin nicht im Wege zu sein. Sie reizt ihn durch gespielten Hohn so maßlos, daß er doch noch zum Dolch greift und ihn ihr ins Herz stößt.

Kino? Nein: Theater. Kolportage visionär geschildert, ein reißerisches Stück, einfallsreich, mit hintergründigen Gedanken und mit Aphorismen, in denen Cocteau Meister ist, Seelenanalyse und moralisches Theater.

Das Publikum, teils wohl etwas überrascht und konsterniert von der Dialektik, den uferlosen Debatten, den schier endlosen Monologen, ließ sich dann doch packen. Jean Cocteau ist zu allem andern auch noch ein Dichter.

Tote Tante mit toten Punkten

Er-götzlicher Zweitaufguß

Die tote Tante ist von ihrem geistreichen geistigen Vater zu neuem Leben erweckt worden. Dieser Vater ist der 59-jährige Schauspieler und Theaterschriftsteller Curt Goetz; die „Tote Tante“ war ein Einker, der sich nun vierfach verlängert sieht.

Goetz, der spöttische Weise, der weise Spötter schrieb die Geschichte um die Erbschaft einer amerikanischen Tante 1924. Es handelt sich darum, daß die tote Tante, lange bevor sie tot war, mit einem Klecks auf der Moral nach Amerika verschickt wurde. Nach langen Jahren bringt sie ihren professoralen Bruder durch ihr Testament in moralisingetränkte Konflikte.

Seine Tochter soll die hochvermögende tote Tante beerben, falls sie bereits vor der Ehe ein Kind hat. Aus der Zwick-

mühle zwischen Moral und praktischem Finanzerwägungen wird der Professor befreit, als seine Tochter das Kind ihres Verlobten adoptiert.

Daraus machte Curt Goetz eine „moralische Komödie“ in vier Akten mit dem erstaunlichen Titel „Das Haus in Montevideo oder die doppelt gewonnene Weite“. Das langer gewordene Stück mit dem noch länger gewordenen Titel erlebte im Basler Kuchlin-Theater seine Premiere.

Dieser er-götzliche Zweitaufguß erwies sich immer noch als an-, wenn auch nicht aufregend, obwohl zahllose Pointen darübergossen worden sind, Pointen dieser eleganten, geradezu lautlosen goetzschen Art.

Curt Goetz spielt wie in allem, was er schrieb, auch in der ehemaligen „toten Tante“ die wichtigste Rolle selbst: den tyrannisch-poiternden, aber doch herzengutem Professor. Neben ihm, ebenfalls wie immer, Goetzens und des Professors Gattin, treu, welt erfahren und weltklug: Valerie von Martens. Dazu ein Dutzend Kinder und die übrigen Mitwirkenden des Goetzensembles.

Das Publikum amüsierte sich bis zum Exzeß über den witzigen Dialog. Es half dem neuen Vierakter über die toten Punkte, die die alte tote Tante gar nicht hatte.

LITERATUR

Der Herr von San Michele

Ein Buch in vierzig Sprachen

Im Königsschloß zu Stockholm gratulierte man vor wenigen Tagen einem alten Herrn: Dr. Axel Munthe, der schwedische Arzt und Schriftsteller, der Herr von San Michele, wurde 90 Jahre alt.

Die Biographie dieses Mannes ist bewegt und farbig. Ihre interessantesten Partien sind mit einem Europa verknüpft, das weit entfernt liegt von dieser Gegenwart.

Axel Munthe, Sohn eines Beamten, studierte an der Universität Upsala Medizin. 23 Jahre alt, heiratete er Ultima Hornberg, von der er acht Jahre später geschieden wurde. Zwei Söhne stammen aus der Ehe, Malcolm und Peter. Sie leben jetzt in England und sind Offiziere in der britischen Armee.

Munthe ging nach seiner Heirat nach Paris. Er beendete dort seine Ausbildung und hatte eine glänzende Praxis. Er war ein reicher Mann, als er 1890 nach Schweden zurückkehrte. 1903 wurde er erster Leibarzt des Königs, 1908 Leibarzt der Königin.

Viele Jahre seines Lebens hat Dr. Axel Munthe auf Capri verbracht. Er hatte dort die Trümmer einer Villa des Tiberius entdeckt. Er legte den Mosaikboden frei über den der müde Fuß des finsternen alten Kaisers geschritten war, und errichtete dort um den Turm von Materla, den Mönche zu Dantes Zeit erbaut hatten, sein San Michele.

Er stattete Haus und Garten mit erlesenen Schätzen aus. San Michele wurde berühmt. Es wurde so, wie Munthe es sich geträumt hatte: „Offen für Licht und Sonne und die Stimme des Meeres . . . Säulen von unschätzbarem Marmor, die Loggien und Arkaden tragen, schöne Fragmente aus fernen Tagen.“

Im Turm von Materla schrieb er das bekannteste seiner Bücher: „Das Buch von San Michele“. Es erschien 1920 und wurde in 40 Sprachen übersetzt; eines der meistgelesenen Bücher der Welt. Und das ist verständlich. Es gibt unter den 500 Seiten